

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 23 (1933)  
**Heft:** 18  
  
**Artikel:** Annas Irrwege [Fortsetzung]  
**Autor:** Jacot Des Combes, Sophie  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-640170>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 18 - 1933 \* Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst \* 23. Jahrgang  
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

## Mailedli. Von Meinrad Lienert.

's ist Maie, 's ist Maie.  
Jetz chunt die schöni Zyt,  
Wo's völlig aleinig  
Keis Härz meh verlyt.

Mit Liebha zäntume  
Wie bstobe goht's har,  
Und dur die ganz Wält us  
Ist alls nur eis Paar.

Im Tal, uf der Höichi,  
's ist überei glych,  
's muess niemer goh bättle,  
's ist allszäme ryeh.

Aes Chindertrumpfli  
Und d'Tud're vom Föihn,  
Dr Chräh und dr Aegerst,  
's chyt allszäme schön.

's ist Maie, 's ist Maie!  
Wie no dr Sündfluot  
Wend Hag und Härz blüeh,  
's wird allszäme guet.

(„Us Härz und Heimed“.)

## Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

18

Das Grausen senkte sich wie ein Widerhaken in meinen Naden und schüttelte mich über einem gurgelnden Abgrund hin und her. Etwas Furchtbares mußte vorgegangen sein, um den starken sicheren Mann in solch eine Verzweiflung zu treiben — und fast verzweifelte ich, bis ich es endlich mühevoll erfuhr. Mit erstidter Stimme sprach er, bruchweis und durcheinander, gänzlich ohne Reihenfolge, wie ein im Geiste Verstörter.

Sein Rechtsanwalt, der goldbehrliche Petrus, war am Morgen zu ihm gekommen und hatte ihm erklärt, er könne sich um seinen Prozeß nicht mehr kümmern. Kröser habe ihm einen wichtigen Auftrag gegeben, bei dem er das Zehnfache verdiene, und er sei zu anständig, Ernst dies nicht lieber gerade heraus zu sagen, anstatt den Prozeß ohne Lust und Liebe weiterzuführen. —

Mein armer Liebster meinte, ein verrückter Traum narre ihn — da stand derselbe Mann, der ihm gestern gesagt, der Prozeß würde unbedingt für ihn gewonnen. —

Peter versuchte ihn zu beruhigen. Kröser habe versprochen, alles unter vier Augen zu Ernsts Zufriedenheit zu lösen, er erwarte ihn heute abend auf seinem Bureau.

Ernst will auffahren, doch er denkt an mich. Er beißt sich die Zunge wund, er erwartet die Zeit, um zu Kröser zu gehen. Lange Stunden sind es bis dann, Stunden der wildesten Qualen: soll er um meinetwillen vergessen, wie er nicht nur sein Geld, sondern sein Menschenrecht zu verlangen

hat von Kröser, dem Wortbrüchigen, den er an den Branger stellen wollte vor aller Welt? O schlimmster Kampf uns Armen auferlegt! War es nicht ein Widerstreit in meines Liebsten Seele, dem meinen ähnlich, das was er sollte, gegen das was ihn trieb in Liebe, in Verlangen zu mir? Ach, wie lauschte ich seiner Entscheidung und wußte nicht, was ich für ihn und für mich wünschen sollte. Ich stand mit seinen Worten mit ihm vor Kröser, ich sah, wie er, nur die lächelnde Frage des sich überlegen wahnenden Teufels, und ich fühlte wie ich vor Stolz erglühte, als mein Liebster bei des Fabrikanten Angebot, ihm die Hälfte der abgemachten Summe zu geben, die Faust erhob und sie auf Krösers fahlen Schädel sausen ließ. Ich jubelte, daß Ernst das Recht erwählt und nicht die Knechtschaft, der Mann, den ich liebte, mußte so sich entscheiden, das fühlte ich, und alles andere wäre unwürdig seiner Kraft gewesen.

„Ist er tot?“ rief ich, „hast du ihn totgeschlagen, du Großer, Starter?“

„Ja!“

Ich wollte ihm nahen, seine Hand ergreifen. Doch wieder wandte er sich von mir. „Leb wohl!“ sagte er, „leb wohl, Anna, und vergib mir!“ Und er strebte vorbei an mir, der Türe zu.

Da sah ich das Wunder, das ich noch vor einer Stunde verleugnet. In unsagbarem Jubel fühlte ich: hier steht er, der mich nicht um seinetwillen liebt, lieber will er, daß sein

Herz bricht, als daß er mich verdirbt! Und unendliche Liebe erfüllte mich.

„Was hast du vor?“ rief ich.

„Eine Ende machen! Traure nicht um mich. Was soll ein halber Mensch wie ich auf der Welt? Die Meinen habe ich ins Elend gebracht. Dich allein kann ich noch retten, wenn du frei von mir wirst.“

„Nein, ich lasse dich nimmermehr!“ Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen die Tür, ihm den Weg vertretend.

„Was willst du von mir?“ schrie er mich wild an, „ich bin ein Mensch, meine Kräfte sind nicht ewig — hörst du mich nicht, du sollst nicht mit mir in mein Elend!“

Mein Gott, könnte ich ihm meines sagen, brannte in mir neuer Lebensmut, müßte er jetzt nicht auch mich verstehen? — Er hatte mich beim Handgelenk gefaßt, um mich von der Türe fortzuziehen, schon wankte ich, seine Hand lag wie Eisen um die meine.

Da ergriff ich in meiner größten Angst mit der freien Hand nach dem Schlüssel, drehte ihn um und warf ihn weit durchs Fenster hinaus. Und rief: „Geht du von mir, so gehören wir beide dem Tod!“ Und laut und gewiß tönte eine Stimme in mir: in uns, in diesem Augenblick allein ist das Leben. Und ich flehte: „Ernst, ich schwöre es dir, stirbst du, so sterbe ich mit dir, lebst du, so lebe ich nur durch dich! Und ich preßte mein Angesicht auf seinen Mund — und spürte seine Tränen.“

Er nahm mich in seine Arme. Das Leben siegte über uns beide.

Noch vor Morgengrauen brach Ernst die Tür auf, indem er behutsam die Schrauben vom Rastenschloß löste, um die Hausleute nicht zu wecken. Dann leuchtete ich ihm voran die Treppe hinab. Er war voller Hoffnung, unerkannt über die Grenze zu kommen und fest entschlossen, alles daran zu setzen, um das zu gewinnen, was wir nun als unlöslich empfanden: unsere dauernde Vereinigung.

„Du bleibst bei mir ewig, ich bin bei dir ewig!“ flüsterte ich ihm zu und sah dann seine hohe dunkle Gestalt in der nächsten Straße verschwinden, lauschte seinen verfliegenden Schritten und stieg frostzitternd hinauf in meine neue Einsamkeit.

„Lieber Gott, rette mir meinen Liebsten“, betete ich beim Entkleiden, aber Gott war mir nicht wohlgesinnt. Er antwortete voll unbarmherzigen Zornes: „Schäme dich deines Gebetes. Wolltest du nicht bis in den Tod die Wahrheit verleugnen? die Häßlichkeit deines feigen Herzens mit der Schönheit deiner Gestalt verdecken? Hältst du dich für besser als eine Dirne, nachdem du zwei Wochen neben dem Geliebten hergegangen, mit der Lüge im Herzen? Meinst du, weil du ihm deinen Leib schenkest, könntest du deine Seele retten und wärest seiner Liebe wert?“ —

So wälzte ich mich unter Gottes Geißel und konnte es wieder nicht lassen, mit dem Höchsten zu handeln und zu markten. „Wie hätte ich die Kraft finden sollen, ihn zu verlieren“, sprach ich, „ihn, von dem ich weiß, er ist mein Leben? — Trägt nicht alle Schuld meines Verschweigens die Lügnerin, die mich schuldig gemacht hat vor ihm? Du bist mein Zeuge, Gott, daß ich nie etwas Böses gewollt. Brauchte ich denn in der Tiefe meines Herzens die Wahrheit zu scheuen? Des Liebsten Eifersucht war meine Furcht, du weißt

es, Gott, daß sie die Wahrheit von meinen Lippen scheuchte, und daß ich die Lüge sühnen wollte mit meinem Tod.“

Mein Gott erhob seine Stimme noch erschreckender und sprach: „Nicht für die Lüge lohnt sich der Tod, für sie nicht das Leben! Du aber hörst nicht auf, dich selbst zu belügen! Du hast die Wahrheit verleugnet, die Liebe gefälscht, und deinem Gott lästerst du!“

Ich lag in Schweiß gebadet, die Welt meiner Feigheit und Dürftigkeit aufgetürmt vor mir, wie einen Steinberg, den unsichtbare Hände immer höher häuften.

Ich dachte an des Liebsten Größe, an die Treue, die er sich selbst und mir bewahrt hatte, an seine Wahrhaftigkeit in Zorn und Freude, im Schmerz und im Opfermut. Und ich, die seiner nimmermehr wert war, hatte ihn an mich binden wollen. In Gottes Zorn wohnte die Wahrheit. Ich hatte mich allen Erbarmens unwert gemacht, denn die Lüge wollte ich mit meinem Leib und mit meiner Seele zudecken.

Ich war unfähig am Morgen aufzustehen. Drei Tage rang ich mich sterbenswund, bis ich das letzte Körnchen Kampfeskraft aufgebraucht hatte. Gott anzurufen wagte ich nicht mehr, ach, wie gern hätte ich noch einmal gefleht, nichts weiter als dies: „Herr, erbarme dich mein!“ aber ich schauderte vor seiner Strenge. So gab ich endlich mutterseeleneinsam mich selber auf und sah nirgends mehr eine Hoffnung schimmern.

Wie das Korn, in tiefer Scholle des Aders versunken, nichts mehr weiß von Leben und Tod, so ließ ich mich endlich entsinken in das, was mich umhüllte, in die undurchdringliche Nacht, ohne Glauben, ohne Zweifel, ohne Frage noch Klage, ohne Wissen noch Können und ohne Vorstellung tragender Vorsätze und Worte.

Und als ich so dalag, bar aller Hilfe außer mir und in mir selbst, da war es mir, als wenn ein Stern aufgeht, weit draußen, fern am Rande des Himmels, weil endlich sein Bogen im vollkommenen Dunkel der Nacht ruht. Und in meinem Herzen jauchzte, mitten in meinem größten Aufgegebensein, eine unendliche Freude. Feierlich ward mir und heiß vor Erwartung, wie einem Kinde vor dem Weihnachtsabend.

Eine unerhörte Sicherheit jubelte in mir — von woher mochte sie mir kommen? — selbst danach frug ich nicht, aber ich empfand: ich bin nicht mehr die ich war, sondern größeres, besseres soll aus mir werden. Ich muß nur von stundan aufrichtig und mit allen Kräften nichts, nichts anderes wollen.

Ich sprang aus dem Bett und sah nach der Uhr. Von draußen drohte ein finsterner Himmel zu mir herein, dicke Wolken lagen vor Mond und Sternen. Das Licht in meiner Hand fladerte mir mein bleiches Gesicht aus dem Spiegel entgegen. Doch ich betrachtete es ohne Scheu. Ich wusch mich mit kaltem Wasser und fühlte voll Zuversicht meinen jungen kräftigen Körper. In jeder Bewegung, die ich machte, spürte ich neues Wollen, neues Sehnen. Und zugleich überkam mich eine ungekannte Demut. Ich fühlte die Kräfte und ich sah die Schönheit in meiner Gestalt, in meinen Gliedern. Und alles erfüllte mich mit Freude, denn alles sollte dem neuen Leben dienen.

Ich kleidete mich in frische Wäsche, in eine neugewaschene Bluse und ging, wie nach einer schweren Krankheit, ver-

wundert, den Tag erlebt zu haben, die Sonne zu sehen, ins Geschäft.

Die Freude der Direktrice, die Empfindung, daß ich geschätzt und gebraucht wurde, taten mir wohl. Und die wohlgelingende Arbeit stärkte meine Hoffnung auf mich selber.

\*

Die Zeit verging. Wochen schwand, ohne daß Nachricht von Ernst gekommen wäre. Ich sorgte und grämte mich um ihn, und doch wollte jene geheimnisvolle Sicherheit nicht von mir weichen, seit ich in schlimmster Not die Ahnung eines neuen Lebens in mir gespürt. Bald ward mir volle Gewißheit: ein Kind sollte mir geboren werden.

Und wieder niemand, dem ich mein überströmendes Herz hätte anvertrauen können! Allein, ganz allein mußte ich dies Heiß-Ersehnte, diese in mir sich offenbarende Unendlichkeit in tiefem Schweigen verschließen. Wie verlangte mich nun doppelt nach einem Wort von Ernst, nach einer Möglichkeit, ihm von dem Wunder zu berichten, mit ihm die Versicherung zu tauschen, daß wir unauflöslicher denn je einander angehörten! —

Dann wieder umrauschte mich der Alltag wie ein Meer. Ich trug wie eine Muschel verschlossen mein Kleinod — nichts war noch so traumhaft gewesen als dieses greifbarste, dieses wachsende Leben in mir.

In ihm versank der brennende Trennungsschmerz. Die Hast, mit der ich den Briefkasten zu öffnen pflegte, wich größerer Gelassenheit, die Sehnsucht größerer Geduld. Ich begann mit dem Kind in meinem Schoß zu reden, ihm erzählte ich die Bitternisse, die Süßigkeit der Welt — ach, wie so herrlich sollte dies Kind gehegt und gepflegt werden, und gewißlich, was ich mein Leben lang entbehrt — die Mutter — das sollte es haben, von ganzem Herzen, aus ganzer Seele!

Schon jetzt kehrte ich alles was in mir war, diesem Kinde zu, sodaß ich die Welt rings um mich vergaß. In meinen Abendstunden, am Sonntag, nähte ich Windeln und Tüchchen, strickte Söckchen und Schlüppchen und saß an einem Sonntagmorgen voll Eifer über diesen Dingen, als meine Wirtin mit einem gestern für mich abgegebenen Paket bei mir eintrat.

„Sieh da, was für ein Fleiß!“ rief sie, auf ein Häuflein Windeln deutend, „ist ja schon eine ganze Aussteuer fertig, — darf man fragen für wen?“

Ich schrak zusammen und sagte dann mutig: „Für mein Kind.“

Sie glaubte ich scherze und lachte gutmütig: „das nenne ich pünktlich angefangen, wann gibt's denn Hochzeit?“

„Wenn der Bräutigam kommt“, antwortete ich. Aus meinem Traum gerissen, stand ich auf. Ich rang nach Luft und öffnete das Fenster. Sie legte das Tüchchen auf den Tisch und ging.

Ich starrte hinaus ohne etwas zu sehen. Wie hatte ich nur alles vergessen können, was ich doch wissen mußte — die Welt, die ganze Welt stand gegen mich, ich war allein, — der Schande ging ich entgegen, wenn Ernst nicht rechtzeitig wiederkommen konnte.

Ich lächelte. Bei Gott, was ging diese Welt mich an, die mich gequält und mir in nichts geholfen hatte. — Ich



B. Stäger: Frühling am Zürichhorn.

redete mich auf, voll Hochmut stand ich da und verachtete diese Welt und sprach: „Ich will mein Schicksal bestehen gegen die ganze Welt!“

Und ich ballte meine Hände in Gedanken der Angst um ihn, von dem ich nicht wußte, lebte er, war er frei, war er gefangen, — und doch konnte mein Herz nicht an das Schlimmste glauben. „Er wird mir wiedergehen!“ atmete ich auf und schöpfte neue Hoffnung.

Da drang wildes Geschrei zu mir. Mein Blick fiel auf ein Trüpplein Knaben, die unter meinem Fenster spielten. Sie versuchten, in zwei Parteien aufgestellt, einander mit einem großen Fußball zu treffen, und der Getroffene mußte dann zur Gegenpartei übergehen. Mit glühenden Gesichtern rannten die kräftigen Buben in der frischen winterlichen Luft, die Muskeln gespannt, die Körper in Schwung und Lauf, jubelnd den Kraftüberschuß im Spiele verschwendend. Mein Herz schlug zum Zerspringen: du schönes, du liebes Leben! Ich vergaß meine Sorgen, ich eilte der Zukunft entgegen; einst würde mein Knabe so unter anderen Knaben sich tummeln, der helläugigste, der eifrigste von allen. —

Unversehens entstand unten Verwirrung. Durch einen ungeschickten Wurf war der Ball in den Fluß gefallen, und die Schar lief wie ein Sturmwind zum Ufer. Mißmutig kehrten sie zurück, mit heftigen Gebärden einander verklagend. Und wieder vor meinem Fenster angelangt, fielen sie alle über einen einzigen kleineren Knaben her und verprügelten ihn. —

War er der Unglückliche gewesen, der den Ball verworfen hatte? Er verteidigte sich mit Händen und Füßen,



Faustschläge und mächtig ausholenden Tritten. Doch was hätte er gegen so viele vermocht? — Schließlich lag er, und man mißhandelte ihn. Ich war empört. Ich lehnte mich weit hinaus und rief: „Schämt ihr euch nicht, ihr gemeinen, ihr feigen Buben?“ — Erstaunt ließ einer nach dem anderen vom armen Opfer ab. Sie sahen zu mir herauf, unschlüssig, ob ich zu fürchten oder zu verachten sei. —

Der Geprügelte aber benützte die Pause, erhob sich rasch und lief davon, so schnell seine Füße ihn trugen.

„Hurtig, hurtig!“ schrie ihm ein großer starker Knabe nach und klatschte in die Hände: „guckt, wie er läuft, der Surensohn!“

„Ich war's, ich habe den Ball ins Wasser geworfen“, rief ein anderer, „aber der traut sich das Maul nicht aufzutun, steckt alle Prügel ein! Nur nichts gesagt, er wird auch noch zahlen!“ Ein rohes Gelächter schallte dem Davoneilenden nach, und ein frecher Bube grinste höhnisch und rief laut, damit ich es hören mußte: „Vor dem seinen Vater haben wir keine Angst, er weiß ja nicht mal wie er heißt!“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Schicksals-Quartett.

Eine Brahms-Novelle von Stephan Georgi.

An grünen Rebenhängen des Rheins reiften die Trauben der 1853er Lese entgegen.

Spätsommerpersonne rang mit den Macht gewinnenden Herbstwinden, die mit kokettem Angestüm immer wieder zerzausend in den wallenden blonden Haarschopf des jugendlichen Wanderers fielen, der dort oben, wo weitfassender Blick ins sagen- und fruchtreiche deutsche Stromwunder fällt, des Weges zog. Einen Ranzen trug er auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand; an Schuhen und Anzug hing der Staub eines langen Weges. Aber das Gesicht, dieses jugendblühende Weltstürmergesicht, war übersommt von einem Licht, das überquellend aus dem Innern kam, und die graublauen, tausend Wünsche und Hoffnungen sprühenden Augen waren so landschaftstrunken ins Weite gerichtet, daß die stolpernden Füße oft genug zur Vorsicht mahnen mußten.

Der Rhein! Welch ein Ueberströmen Erfüllung gewordener Sehnsucht! Reichtum Rhein! Hier mußten sich Schwingen entfalten, die weit emportrugen! Hier, inmitten dieses großmächtigen Naturaffordes, mußten die Flügel wachsen, die eine drängende Seele himmelnah brachten!

Der schlanke, blonde Wanderer mußte dem Singen und Klingeln, das in ihm hochstürmte, nachgeben. Mit heller Stimme sang er die Lust seiner zwanzig Jahre laut in den verheißenden Tag hinaus. Sang ein Eichendorff-Lied von Quellen und Wäldern, von Lerchen und Himmelsblau; sang es nach einer Melodie, die er eine Wegkreuzung zuvor selbst noch nicht gekannt hatte, übersetzte es in spielerischer Frohlaune aus einer Tonart in die andere, variierte es und schlang kunstreiche Tonarabesken darum. Und in diesem Liede einer ungebändigten Jugendfreiheit lag so viel feingefühlte, erfindungsreiche Musikalität, daß der rotbrüstige Fink dort oben, im Birkengeäst, nahe daran war, mit einem verärgerten „Der kann's besser!“ sein Lied abzubrechen.

Da blieb der jublierende Blonde stehen und sah zu dem gesiederten Kollegen hinauf; den Kopf legte er ein wenig auf die Seite und schob die Stirn in Bedenkliehkeitsfalten. „Heda, Freund Buntrod! Das ist noch nichts, was wir beide da zu können glauben. Da heißt's noch viel

hinzulernen, ehe wir uns recht und gut hören lassen können. Kennst du Josef Joachim, den Geiger? Den Großen, Einmaligen? Flieg hin und hör dir nur einen einzigen seiner Bogenstriche an — und dann verstumme. Kennst du den großen, himmelhoch über uns stehenden Tonzauberer, zu dem ich auf dem Wege bin? Geh du, wir beide sind doch gar zu kümmerliche Gesellen; wir müssen noch viel, viel lernen.“

Drei nachdenklich Wegstunden noch, dann hielten die Schritte des Wanderers durch die Straßen Düsseldorfs. Hier, Augen und Ohren um sich, verbarg der Jüngling sein bewegtes Herz hinter dem verschlossenen Gesicht des Norddeutschen. Nur die klaren, durchdringenden Augen waren, in Blick zu Hoffnung und Bangen vereint, in großer, brennender Frage vorwärts gerichtet.

In einem biedermeierlich bescheidenen Gasthause, das ein dider, rotnasiger Wirt verwaltete, belegte er ein billiges Quartier für sich. Sorgfältig bürstete er den schon etwas fadenscheinig gewordenen dünnen Anzug und die drangsalierten Schuhe, aß ein wenig, und ließ sich vom Wirt die Lage der Bülkerstraße erklären. Mit einem Bündel affektierter geordneter Notenblätter — der Schatz seines Ranzens — unter dem Arm, machte er sich dorthin auf den Weg.

Vor dem gesuchten Hause blieb er eine Weile stehen, fuhr unruhig mit den Fingern durch das unter dem Hut hervorquellende Haargesträhn, dann atmete er dreimal langsam ein und aus und trat ein. Ein Schild neben der Glode verkündete, daß hier der Konzertdirektor Robert Schumann wohnte.

Die Glode schrillte. Ein etwa zwölfjähriges Mädchen öffnete und zeigte dem Besucher ein fluges, fragendes Antlitz.

„Ach bitte — ist vielleicht — Brahms ist mein Name, Johannes Brahms aus Hamburg — ist vielleicht der Herr Konzertdirektor anwesend? Ja — vielleicht für mich anwesend? Ich habe Grüße und Empfehlungen auszurichten vom Josef Joachim.“

Mit jagendem Herzklopfen saß der Besucher wartend im Sessel und sah fast anbetend auf den massigen Flügel, der mitten im Zimmer stand, auf Beethovens Totenmaske dort an der Wand, auf die Bilder Bachs, Mozarts, Schuberts, Mendelssohns ...

Und dann stand er ihm gegenüber: Robert Schumann. Beklemmender Ehrfurcht, geheimer Vergötterung dieser Größe voll, stand er vor dem Schöpfer der „Davidsbündlertänze“, der „Kreisleriana“, des „Karneval“, des „Paradies und Peri“, des „Manfred“, der unvergleichlichen Lieder aus dem Born der Romantik.

„Ah, Johannes Brahms!“ tönte die warmklingende, vokalbetonte Stimme. Eine weiche Hand ergriff herzlich die des Besuchers und zwang ihn zum Sitzen nieder. „Freund Joachim schrieb mir in so begeisterten Worten von Ihnen, daß ich mich aufrichtig freue, Sie bei mir zu sehen.“

Johannes Brahms versuchte vergeblich, aus Worten zusammenhängende Sätze zu formen. Er sah nur den Meister, das vollweiche, rotlose Gesicht, den sinnenden Mund mit den gern vorgeschobenen Lippen, das dunkle, leicht in die Stirn fallende Haar und das suchende, flackernde Augenpaar, das den Anschein erweckte, als sähe es stets parallel gerichtet über das Ziel hinaus.

„Sie haben in Hamburg studiert?“ riß er ihn zurück. „Ja, zuerst bei Cossel, später und vervollständigender bei Marxens.“

„Marxens.“ Schumann nickte zufrieden, billigend.

„Und dann?“ Doch da fiel Schumanns Blick auf die Notenmappe, die der Besucher noch immer unterm Arm hielt. „Sie haben mir Selbstgeschriebenes mitgebracht?“